

Dominique
Bonsack

Zum Umgang mit öffentlichem Raum. Das Beispiel Schulterblatt in Hamburg

Projekte in Hamburg wie Hafencity, Europapassage, Messeerweiterung, Neugestaltung des Jungfernstiegs und der Umbau des Wasserturms im Schanzepark zum Vier-Sterne-Hotel stehen synonym für die aktuellen Strategien von Stadtplanung und Städtepolitik in europäischen Städten. Öffentliche Räume sind als Visitenkarten entdeckt worden, damit sich Städte im Zuge von Standortkonkurrenz und Internationalisierung positionieren können.

Was bedeutet das für den öffentlichen Raum? Die Qualität von öffentlichem Raum ergibt sich aus der Gestaltung und vor allem der Nutzung. Städtische Kultur stand bisher für Vielfalt und Faszination des Andersartigen sowie für eine gewisse Toleranz gegenüber alternativen Milieus und Subkulturen. Städtische Zentren scheinen immer homogener zu werden und internationale Ladenketten dominieren die Fußgängerzonen. Homogenisierung, Ökonomisierung und stärkere soziale Kontrolle durch private Sicherheitsdienste erscheinen als neue Dynamiken und Charakteristika öffentlichen Raumes.

Am Beispiel Schulterblatt in Hamburg soll der Umgang mit öffentlichem Raum untersucht werden. Das Schulterblatt zeichnet sich weniger durch Homogenisierung bzw. internationale Ladenketten aus, aber es ist in seiner Spezifik ein innerstädtischer Raum, der ökonomisch vermarktet wird. Auch hier greifen gesamtgesellschaftliche Entwicklungen. Soziale Institutionen wie der Fixstern werden geschlossen. Randgruppen sollen sich hier nicht mehr aufhalten. Schicke Boutiquen ersetzen alteingesessene Läden. Die Strategie, sich bestimmte Räume durch symbolhafte Zeichen anzueignen, bewirkt so Vertreibungseffekte. Diese indirekte Ausgrenzung durch die Besetzung von Räumen mit Nutzungen durch Szene oder »In«-Lebensstile bezeichnet Sharon Zukin als »Befriedung durch Cappuccino«, am Schulterblatt ist es der Galao.⁸³

⁸³ *Sharon Zukin: Whose Culture? Whose City? From the Culture of Cities. Cambridge/Oxford 1995, S. 28.*

Wie nehmen Anwohner die Aufwertung bzw. Umgestaltung wahr? Welche Auffassung von öffentlichem Raum steht dahinter? In der explorativen Phase meiner Magisterarbeit habe ich 12 Anwohner befragt, die mindestens anderthalb Jahre am Schulterblatt wohnten. Drei Interviewpartner waren stadtplanerisch mit der Schanze beschäftigt. Die Interviews waren teilstrukturiert, d.h. sie basierten auf einem Leitfaden, jedoch sollte die narrative Erzählweise der Befragten dominieren.

Beschreibung des städtischen Raums

Das Schulterblatt ist die zentrale Straße des Schanzenviertels. Das Schanzenviertel, umgangssprachlich und im Folgenden als »die Schanze« bezeichnet, ist kein eigener Stadtteil. Sie gehört zu den Bezirken Altona, Eimsbüttel und zu St. Pauli. Das Gebiet wurde »zur Schanze« durch städtebauliche Maßnahmen: Die vierspurige Stresemannstraße, der Schlachthof, der Sternschanzenpark und die Altonaer Straße samt heutiger ICE-Trasse sowie U- und S-Bahn kappten das Dreieck von den umliegenden Nachbarschaften. Innerhalb dieser gezogenen Grenzen lassen sich Strukturen eines Viertels erkennen. Der städtische Raum kann beschrieben werden als ein Ort alltäglicher Besorgungen, ein Ort des Konsums, des Flanierens und ein Treffpunkt, um Kaffee zu trinken. Als »In-Viertel« und »Szene-Quartier« wird es in den lokalen Medien gehandelt.⁸⁴ Da reihen sich asiatische Restaurants, portugiesische Cafés, exklusive Plattenläden, Friseure, Boutiquen, türkische Gemüseläden, eine Käserei, Schlachtereier, Import-Export-Läden, Bars und Clubs aneinander. Das Kleingewerbe spiegelt nicht mehr die Konsumgewohnheiten der Anwohner wider, sondern stellt ein Dienstleistungsangebot bereit, das für alle Hamburger und Besucher – so genannte »Schanzentouristen« – attraktiv ist.⁸⁵ Denn nicht nur das Gewerbe ist vielfältig, im Straßenbild tummeln sich Menschen unterschiedlichster Herkunft. Durch die »Karriere« der Schanze als »In- und Szene-Quartier« suchen Menschen aus dem ganzen Stadtgebiet Hamburgs diesen Raum auf. Es scheint eine Atmosphäre zu existieren, die nicht nur Anwohner und Submilieus bevorzugen. Dieser Annahme folgend, steht der städtische Raum Schanze nicht isoliert neben anderen Räumen, sondern vernetzt verschiedene kulturelle Strömungen.

⁸⁴ Vgl. Hamburger Abendblatt, 13.07.2002 und »Szene Hamburg«, Juli 2003.

⁸⁵ Stadtmagazin »Szene Hamburg«, August 2002, S. 29.

Mit der Umgestaltung eines Teils des Schulterblatts zum Schulterblatt-Platz – als Piazza tituliert – und stetigen Ladeneröffnungen ändert sich das Stadtbild bis dato rasant und stellt die Orientierung und Identifikation in und mit diesem städtischen Raum auf den Kopf. Stadtviertel sind Scharniere, in denen sich die gemeinschaftliche Aneignung des Raumes einer kleinen Gruppe mit der kollektiven Aneignung des gesamtstädtischen Raums vermittelt, kommt ihnen trotz vielfältiger Entlokalisierungstendenzen (räumliche Mobilität, technologische Entwicklungen) eine große Bedeutung für kulturelle Praxen und alltägliches Leben zu. »Der eigentliche Ort städtischen Lebens ist der Stadtteil.«⁸⁶ Dabei besitzen Orte nicht nur bestimmte Funktionen, sie vermitteln eine eigene Sprache, haben Symbolwert, sind soziale Konstrukte und sind demnach mit einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Bedeutung konnotiert. Eine Schnittstelle zwischen physischen und sozialen Raumdimensionen ist das jeweilige Interesse sozialer Gruppen an bestimmten Raumstrukturen, die spezifische Qualität, die einzelne städtische Teilräume für die Verwirklichung bestimmter Lebensbedürfnisse bieten.⁸⁷ Vor allem sind es gegenwärtig jüngere, allein stehende Menschen, die es in die Schanze zieht. Dort finden sie alles in erreichbarer Nähe, was sie für ihren Lebensstil brauchen. Zudem ist die Schanze ein Kommunikationsraum, in dem schneller Kontakte zu Gleichgesinnten geknüpft werden können und in denen sie so leben können, wie sie es wollen. Es ist »in« oder »szenig« in der Schanze zu wohnen.

Der städtische Raum wird durch den Begriff »szenig« zu einem konstruierten und wählbaren Zeichen, mit einem sowohl zeitlich als auch räumlich eng begrenzten Bedeutungswert. Die verschiedenen Formen des Zusammenlebens wie Single-, Familienhaushalte und Wohngemeinschaften markieren ebenso Differenzen in den Lebensstilen wie die Heterogenität im Baulichen und Sozialen oder im Konsum- und Freizeitverhalten. Altes und Neues, Bekanntes und Unbekanntes, Statisches und Dynamisches, unterschiedlichste Lebenswelten und -entwürfe treffen aufeinander und können nebeneinander existieren. Diese Ambivalenzen, Brüche und Diskontinuitäten stellen den Reiz dar, den das Lebendige und das »Urbane« ausmachen. Florian ist Student und lebt seit knapp drei Jahren im Viertel. Er empfindet die Heterogenität als lebhaft:

⁸⁶ Hartmut Häußermann/Walter Siebel: *Neue Urbanität*. Frankfurt a. M. 1987, S. 197.

⁸⁷ Joachim Becker: *Wohnmilieus in der Stadtplanung*. In: Ulf Matthiesen (Hg.): *Die Räume der Milieus*. Berlin 1998, S. 221-232, hier S. 225.

»Die ersten Eindrücke waren, na ja, es ist ein ziemlich lebhaftes Viertel und dass halt schon `ne spezielle Szene sich da ganz gern trifft, oder dass das halt auch ein Anlaufpunkt ist für irgendwie Abhängen in der Freizeit, und das schon auch angesagt ist, aber auch `n sehr buntes Viertel ist, also `ne sehr hybride Mischung im Grunde genommen, zwischen einerseits, das war im vorneherein klar, zwischen einerseits dann diesem szenig-schicken Ausgehviertel, andererseits, andererseits aber auch dieses Fixerlend auf der anderen Seite, und dann aber auch wieder ganz normales Alltagsleben, das sich da halt auch so abspielt, wie in anderen Vierteln auch.«

Zunehmend werden daher städtische Räume neben ihrer objektiven materiellen Struktur, durch die gesellschaftliche Vermittlung und Produktion von Zeichen, Images und Bedeutungszuweisungen charakterisiert und in ihrer Entwicklung gesteuert.

Vom alternativen Wohngebiet zum Ausgehviertel

Die Aufwertung baulicher Substanz, zahlreiche neue Cafés, erhöhte Anzahl an Boutiquen, neue Nutzer, weniger politisch Aktive, die Vertreibung von Randgruppen, die Schließung vom Fixstern und die Diskussion um die Zukunft der Flora verschieben die Wahrnehmung über die bisherigen Qualitäten des städtischen Raums. Zur Wahrnehmung des Wandels führen die meisten Interviewten inhaltliche Verschiebungen der Infrastruktur an: mehr Gastronomie, mehr Boutiquen, neue Büros und weniger alteingesessene Lokale und Läden. Diese Verschiebungen lenken den Blick auf die Qualitäten des Raums, die sich aus der Interaktion mit den Nutzern ergeben. Dabei können Menschen durchaus ein Wohngebiet »physisch belegen, ohne wirklich und im strengen Sinne darin zu wohnen; wenn man nämlich über die stillschweigend geforderten Mittel dazu verfügt«. ⁸⁸ Bei der Betrachtung richtet sich der Blick insbesondere auf die Nutzungsbedürfnisse einzelner Milieus. ⁸⁹

Geht es um den Wandel des eigenen Lebens- und Wohnumfeldes dominieren für Anwohner oft als erste Reaktion Gefühle der Hilflosigkeit, des Verlustes und diese schüren Ängste über die künftige Entwicklung.

⁸⁸ *Pierre Bourdieu*. Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. 1991, S.25-34, hier S. 31.

⁸⁹ Der Milieubegriff bezieht sich auf das spezifische Verhältnis von Menschen zu ihrer jeweiligen Umwelt, sei sie nun materieller oder immaterieller Art, sei sie natürlich oder gesellschaftlich entstanden bzw. von ökonomischer, politischer oder sozialkultureller Relevanz. Vgl. *Gerhard Schulze*: Milieu und Raum. In: Peter Noller u.a. (Hg.): Stadt-Welt. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt a. M 1994, S. 40-53. (=Frankfurter Beiträge Band 6).

Wahrnehmungen des Wandels werden vor allem an nicht mehr vertrauten Symbolen, Personen, Gebäuden, Praxen und Ritualen festgemacht. Desorientierung und Verwirrung über den Wandel bislang gewohnter Bilder, Abläufe und alltäglicher Praxen bleiben in der Erinnerung haften und markieren Wendepunkte in der Erzählung über den Wandel. Das Bild der Umwelt ergibt sich somit aus der Betrachtungsweise und die kann eine ganz unterschiedliche sein, denn nicht nur das situativ Wahrgenommene spiegelt sich in diesem Bild, auch kollektiv verhandelte, individuelle und selektive Erinnerungen, Erfahrungen, Weltanschauungen, Zukunftsperspektiven, kulturelle Praktiken, Wünsche und Ängste summieren sich darin. Seit 18 Jahren wohnt Barbara am Schulterblatt. Sie empfindet, erzählt und sieht den Wandel aus einer Verlustperspektive, fühlt sich selbst fremd in ihrem Wohnumfeld:

»Also für mich ist es jetzt eigentlich nicht mehr so, es sind sehr viele Imbisse, also ich brauche es gar nicht, und sehr viele Imbissgeschäfte und sehr viele Restaurants, dieses Gemütliche hat `n bisschen aufgehört. Also für mich, und, ähm, die kleinen Imbisse, die gibt es halt auch nicht mehr, es gibt jetzt eher so Massenbetriebe, früher kannte man die Besitzer, die kenn ich jetzt zum Teil immer noch, die jetzt auch vergrößert haben, und die Leute laufen auch anders. Es sind viele Fremde, besonders am Wochenende oder gegen Abend, da wird eher gehastet, also irgendwie ein anderes Laufen.«

Dahinter verbirgt sich die kollektiv im Viertel verhandelte, individuelle und selektive Erinnerung und die Befürchtung, dass die ehemaligen Zeiten, die in diesem Viertel erlebt wurden, vorbei sind. Es ist nicht das, was es einmal war: In der Erinnerung werden Bilder über das Viertel romantisiert. Teilweise wurden sie von den Interviewten gar nicht selbst erlebt, aber die historisch-baulichen Zeichen und die Erzählungen im Viertel konstruieren »ein Gemeinsames«. Je nach individueller Persönlichkeit kann das positiver oder negativer ausfallen. Erst der Wandel des Raums offenbarte eine gemeinsame Identität, die scheinbar vor dem Wandel existierte. In diesen Prognosen kommt das geistige Bild zu Tage, das sich Personen von ihrer äußeren Umgebung machen. Es ist ein Produkt der kollektiv geteilten und individuell adaptierten Erfahrung, Erinnerung und gegenwärtiger Wahrnehmung.

Durch den wahrgenommenen Wandel, neue Nutzer, das Aufweichen des gewachsenen sozialen Gewebes ist das bisher Erinnernte, Erfahrene und Erlebte mit dem Neuen nicht deckungsgleich. Die Aufwertung des Viertels schürte Diffusion in der Wahrnehmung. Die Überschaubarkeit und

bisherige Sinnkonstruktion der Schanze ist heute für die Interviewten nicht mehr erlebbar. Das über Jahre entstandene Gewebe wurde durch Wegzug und Inanspruchnahme unterschiedlichster Nutzer brüchig. Zwar ist es noch kein Grund für die Interviewten ihr Viertel zu verlassen, aber das Gefühl des Verlustes der angeeigneten und vertrauten Umgebung kommt in den Interviews deutlich zum Vorschein. Sie empfinden mangelnde Zugehörigkeit zu »ihrem« Schulterblatt, fühlen sich nicht mehr heimisch und verdrängt.

Die Anwohner empfinden seit dem »Einzug der Massen«, dass Raum und Platz weggenommen wurde, der vorher da war:

»Dieser Wandel, der sich hier vollzogen hat, der hat eben seine guten und seine schlechten Seiten, und ich muss ehrlich sagen, wenn das hier noch zunimmt, mit dieser Piazza und diesem Tourismus hier, dann finde ich es echt unangenehm, weil dann hat man das Gefühl, man das Viertel gehört einem nicht mehr. Also das ist echt irgendwie, ich möchte hier echt niemandem verbieten, Kaffee zu trinken, aber gestern hab ich gesehen, fangen die an, richtige Verkaufsstände aufzubauen, dann kommen irgendwelche Musiker, die dann von früh bis abends Musik machen, und ich hab irgendwie gestern zu meiner Frau gesagt, das wird irgendwann so wie Venice Beach, die sich dann in Trikots auf Roller Skates hier rumfahren oder Feuerschlucker, und da hab ich echt keinen Bock mehr drauf, dann wird es mir echt zuviel, es sieht im Moment so aus, als würde das so werden, wir können diesen Sommer mal abwarten, aber ich denke, dass wird noch extremer.«

Menschen, die sich nicht kennen, existieren nebeneinander ohne sich wirklich zu berühren. Besucher werden als Eindringlinge wahrgenommen. Wenn Stadt, wie Alexander Mitscherlich es formulierte, einerseits Ort der Sicherheit, der Produktion und vieler Vitalbedürfnisse ist und andererseits Ort zur Schaffung eines Wir-Bewusstseins,⁹⁰ dann stellt sich hier die Frage, wie Individuen öffentlichen Raum wahrnehmen, sich gegenseitig in städtischen Räumen wahrnehmen, miteinander umgehen und sich verorten.

In den Interviews und Mental Maps (die Interviewten wurden als erstes gebeten, eine innere Landkarte des Viertels zu zeichnen bzw. für sie selbst wichtige Charakteristika des Viertels zu benennen) wurde deutlich, dass das bauliche Vorhandensein der herunter gekommenen Flora und der neuen Piazza diesen Raum so attraktiv erscheinen lässt. Durch bauliche und gesellschaftliche Dissonanzen stehen sich auch die jeweiligen Nutzer – Politisch-Aktive, Junkies und Obdachlose auf der Floraseite und Kaffee- und Freizeitkonsumenten auf der Piazza – real wie symbolisch gegenüber. Im

⁹⁰ Alexander Mitscherlich: Die Unwirtlichkeit der Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt a. M. 1969, S. 14.

Großteil der Mental Maps stehen aufgezeichnete Kaffeetassen symbolisch für die Beschreibung der Piazza und dort stattfindender sozialer Aktivitäten. Sie sind individuelle Markierungen, die erst durch die Erzählung der Interviewten, Deutungsgehalt nach sich ziehen. Positive und negative Konnotationen begleiten diese Symbolik. Aus den Aussagen der Interviewten wird interpretiert, dass neben der Flora ein weiteres Merkmal für die Sinnkonstruktion und Identität am Schulterblatt und für die Schanze entstanden ist: Die Piazza. Es scheint, als ob der Raum mit Flora auf der einen und Piazza auf der anderen Seite in seiner Beschaffenheit städtischen Zeitgeist getroffen hat und damit für gegenwärtige Entwicklungen und Lebensstile steht. »Jedes gesellschaftliche Verhältnis, das seinerseits nur eine Routinisierung von Praktiken ist, bringt auf diese Weise seine eigene Topologie hervor (...), und aus der Verbindung der unterschiedlichen Topologien resultiert der konkrete Raum.«⁹¹

Die Straßenseiten repräsentieren hier ein Paradigma des öffentlichen Raums: Sie verdeutlichen den relationalen Zusammenhang von Raum und den darin befindlichen Objekten als Projektion sozialräumlicher Beziehungen zu einem gegebenen Zeitpunkt. Henri Lefebvre begründet diese Erscheinung mit der »Theorie des differentiellen Raums«⁹²: Die Unterschiede gingen nicht nur aus dem Raum als solchem hervor, sondern auch aus dem, was sich dort zeitweise niederlasse, festsetze und im Kontrast zueinander stehe. Am Schulterblatt gab es immer wieder inhaltliche Verschiebungen: In den Achtzigern trafen sich hier Arbeiter, Ausländer und Studenten. Das subkulturelle und alternative Milieu eignete sich das Schulterblatt an, das mit der Politisierung der Flora als Symbol des Widerstands seinen Höhepunkt fand. Anfangs wurden sie als »Chaoten, die hier ständig RambaZamba machen, das muss weg« behandelt. Allmählich gehörten die Floristen zur Schanze und bildeten einen wichtigen Baustein der Sinnkonstruktion im Viertel. Die Haltung der Anwohner zur Flora war nach anfänglichen Schwierigkeiten von Romantisierung und Solidarität gekennzeichnet. Politisch-Aktive waren im Gegensatz zur zunehmenden Sichtbarkeit von Junkies und Fixstern gern geduldet, ja erwünscht. Mit zunehmender Präsenz von Junkies werden Bilder »des Drecks« in der Schanze assoziiert. Anwohnerin Alette schildert es so:

⁹¹ *Alain Lipietz*: Zur Zukunft städtischer Ökologie. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt a. M. 1991, S. 130-136, hier S. 131.

⁹² *Henri Lefebvre*: Die Stadt im marxistischen Denken. Ravensburg 1972, S. 129f.

»Dann find ich ganz dominant, Schanze gleich Fixer, also das find ich total, das fällt mir sofort dazu ein, und Milchkaffeetrinken, ähm, ja also das sind so die Hauptdinge zur dreckigen Seite von der Schanze, womit ich sicherlich auch die Fixerecken meine, weil die einfach ganz schön, ja viel Dreck, hört sich gleich immer so diskriminiert an, so mein ich das gar nicht, aber es ist jetzt natürlich nicht so die Glitzerseite der Schanze.«

Inzwischen äußert sich eine weitere inhaltliche Verschiebung in der Verdrängung des Fixsterns und der Junkies: Der aktuelle Diskurs reproduziert die Bilder der Homogenisierung, Verdrängung und Schickmickisierung des Viertels als eine Auswirkung der ordnungspolitischen städtischen Strategie von Sicherheit und Sauberkeit. Sarah, seit eineinhalb Jahren am Schulterblatt, nimmt das so wahr:

»Und es wird halt alles darauf aufgebaut ein tolles Wohnklima zu werden, wo es ordentlich ist, wo es sauber ist, wo es keinen Dreck gibt, wo es keine Asozialen gibt, wo es keine Junkies gibt, so, ähm, na ja und die andere Seite einfach dagegen kämpft, also die Leute von der Flora z.B. oder die Leute vom Fixstern so.«

Auf der Seite der Piazza wurde in den Interviews vielfach auf eine Homogenisierung der Menschen im Äußerlichen hingewiesen, von einer uniformen Masse gesprochen. Dabei sind äußerliche Merkmale wie Kleidung, Accessoires und wahrnehmbare Merkmale wie der Habitus⁹³ wichtige Kriterien. Dazu Gabi, ehemals Flora-Aktivistin und Buchhändlerin:

»Scheinbar wechseln die Leute, du hast aber auch nicht den Eindruck, dass es andere Leute sind, weil die sind auch alle so uniform, wirken einfach gleich, sehen gleich aus, geben sich gleich, da hast du einfach den Eindruck, es sind immer dieselben Leute, das mag völlig falsch sein, aber so wirkt es auf mich, ne.«

Die von allen Befragten wahrgenommene »Schickimickisierung« ergibt sich aus der Präsenz des so wahrgenommenen finanzkräftigeren Publikums, der neuen Infrastruktur und der baulichen Aufwertung. Die alt eingesessenen Anwohner fühlen sich durch den Wandel in ihren Bedürfnissen nicht mehr

⁹³ Der Habitus repräsentiert eine Vermittlungsinstanz zwischen äußerer Lage und subjektiver Disposition und bezeichnet die verinnerlichte Struktur spezifischer Muster der Alltagserfahrung und -verhalten im Verlauf der Sozialisation. Äußere Lage bezeichnet spezifische Lebensbedingungen (äußere Voraussetzungen alltäglichen Handelns: Wohn-, Arbeits- und Freizeitbedingungen sowie kulturelles Kapital und finanzielle Ressourcen), die sich deutlich auf menschliches Handeln und die Möglichkeiten der Realisierung von Lebenszielen auswirken, unabhängig davon, wie der Einzelne seine Lebenssituation wahrnimmt und interpretiert. Vgl. *Stefan Hradik: Zwischen Bewusstsein und Sein. Vermittlung »objektiver« Lebensbedingungen und »subjektiver« Lebensweisen. Opladen 1992, S. 10.*

berücksichtigt, wahr-, bzw. ernst genommen und sehen andere Nutzer in ihr Lebensumfeld eindringen:

»Alles neu, modern, schick auch die Hinterhöfe, auch mit den Gittertüren und Gegensprechanlage. Hier empfinde ich jetzt auch, dass es auch, also meine Tochter sagt immer, die Große, äh, man riecht es schon, dass es anders ist, und zwar das Parfüm, und die Autos, also früher gab's auch Autos aber in der zweiten und auch dritten Reihe, da war es ein Gebrauchsgegenstand, hier ist es Kult, und die Motorräder (...) Also multikulturell ist es immer noch ein bisschen, im Moment finde ich das auch in, aber auch schmutzdelig, also es jetzt nicht sauberer, finde ich. Und die Leute, die mit diesem Sandball spielen, die gab es ja letztes Jahr auch, als es Baustelle war, und dann waren sie ne Weile weg, als der Platz neu war, und jetzt sind sie wieder da, und das find ich eigentlich ganz gut, dass er von unterschiedlichen Leuten wahrgenommen wird, und diejenigen, die hier mit Anzug kommen und so, die wollen hier nicht wohnen, das sagen meine Bekannten dann auch, Gottes Willen, ja nicht hier wohnen, aber gerne mal vorbeikommen.«

Nutzer werden so nicht nur nach Vorgaben bestimmter Nutzungen selektiert, sondern auch symbolisch. Die Okkupation eines Ortes und symbolische Rauman eignung wird durch bestimmte, wenige soziale Gruppen visualisiert.⁹⁴

»Den neuen Nutzern ist es eigentlich egal, was da sonst noch so los ist. Sie wollen Geld verdienen, sie wollen ihren Lifestyle leben und die Junkies und Obdachlose nehmen sie maximal als folkloristische Begleiterscheinung wahr, aber im tiefsten Innern sind sie auch nicht böse drum, wenn die über Platzverweise und Polizeieinsätze auch mal verschwinden.«

Als ein Nutzungskonflikt kann symbolische Inbesitznahme beschrieben werden, zwei weitere, über die im Sanierungsbeirat der STEG verhandelt wird, sind Lärm und Müll.

Wahrnehmung des Müllproblems

Die Ballung an Menschen, Bars, Kneipen und Cafés stellt im Sommer an der Piazza ein sichtbares und großes Problem für die Anwohner dar. Gero führt in der folgenden »Ghetto«-Image der Schanze bei den Besuchern und »Fremden« zurück, die in die Schanze kommen:

»Und morgens war dann so ein Meter hoher Berg von Bierdosen, und dann haben wir gedacht, was glauben die eigentlich, was das hier ist? Und ich seh das manchmal, dass die Leute schmeißen, speziell auch am Wochenende, schmeißen so alles, was sie so an Müll haben, hier auf die Straße, also Dosen, Flaschen irgendetwas, so nach dem Motto: Is mir ja

⁹⁴ Vgl. *Rainer Frauboes*: Urbanität – ein normatives Konzept? Eine Studie am Beispiel des Stadtumbaus in Berlin. Magisterarbeit der Universität Hamburg 1999, S. 35.

egal, is doch die Schanze oder so und ich denke, ich wohne hier, und die sollen ihre Scheißflaschen in den Mülleimer werfen. Sollen nicht meinen, das wäre hier die Bronx, kommen hier hin am Wochenende und finden es cool und werfen alles hinter sich. Also das ist richtig nervig.«

Anwohner fühlen sich in ihrem Viertel von den neuen Nutzern nicht respektiert und wahrgenommen: Die Thematisierung des Müll- und Lärmproblems ist für die Anwohner eine Strategie, ihren Unwillen und ihre Verärgerung über die Entwicklung zu verdeutlichen. Die emotionale Bindung an ihren Wohnort beinhaltet so neben ihrer Identifikation auch ein ausgeprägtes Bewusstsein für Mängel, Probleme und Störungen.

»Also jetzt zum Beispiel das Schulterblatt, es sieht schon sehr ranzig aus teilweise, also da gibt es einfach tausend Cafés und Gemüseläden und Restaurants und da kommt halt viel Müll so zusammen, also und je mehr Leute einen bestimmten Raum nutzen, desto weniger ist, glaub ich, das Bewusstsein da, es reinzuhalten, so, und wenn dann Leute kommen von außerhalb, und wirklich nur abends oder am Wochenende, das ist ja für sie ganz ganz öffentlicher Raum, denke ich, auf dem Kiez sieht's, auf der Reeperbahn sieht's am Wochenende, auch in der Woche wirklich ganz schlimm aus, weil da ist es völlig egal, das ist ganz, ganz öffentlicher Raum, so ungefähr (...) wenn du da wirklich wohnst, dann möchtest vom Fenster auch nicht runtergucken auf Müll, so den du da hingeschmissen hast, also sieht's bei den Leuten, die da wirklich bewusst jetzt Müll liegen lassen oder hinschmeißen, zu Hause oder in ihrer Straße ganz ordentlich aus.«

In dieser Passage von Marijke kann der Ausdruck »ganz, ganz öffentlicher Raum« symbolisch für das Bewusstsein der fehlenden Sensibilität im Umgang mit öffentlichem Raum interpretiert werden: Je öffentlicher, desto weniger das Gefühl der Verantwortung dafür. Soziale Kontrolle ist an Institutionen übertragen worden. Nicht mehr das Individuum setzt sich für konforme Verhaltensstandards ein im Sinne von Lärmschutz, Müllvermeidung und Rücksichtnahme, sondern Müllabfuhr, Polizei und städtische Behörden haben für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen.

Ort und Nicht-Ort Piazza

Durch die Aneignung der Anwohner und »Enteignung« durch Besucher an der Piazza scheint die Verortung verwirrend. Dort lebende Menschen vereint wachsender Groll auf den Wandel mit dem Gefühl, nicht verdrängt werden zu wollen. Diese emotionalen Zustände sind nicht kompatibel mit der neuen Schar der Besucher, die dort verweilen.

»Während die Identität der einen oder der anderen den ›anthropologischen Ort‹ ausmachte, über das heimliche Einverständnis der Sprache, die Merkzeichen der Landschaft, die nichtformulierten Regeln der Lebenskunst, erzeugt der Nicht-Ort die von den Passagieren, Kunden oder Sonntagsfahrern geteilte Identität. Zweifellos mag die relative Anonymität, die mit dieser provisorischen Identität verbunden ist, sogar als Befreiung empfunden werden, weil man sich nicht mehr an Position und Rang oder an die Vorschriften zur äußeren Erscheinung zu halten braucht.«⁹⁵

Piazzatouristen sehen keinen Anlass eine Bindung zu diesem Ort aufzubauen, da sie dort lediglich zum Konsum verweilen. Sie geben diesem Ort durch ihre funktionelle Nutzung Merkmale eines Nicht-Ortes. »In gewisser Weise wird der Benutzer von Nicht-Orten ständig dazu aufgefordert, seine Legitimation nachzuweisen. Die im voraus oder im nachhinein erfolgende Prüfung der Identität und des Vertrages stellt den Raum des modernen Konsums unter das Zeichen des Nicht-Ortes.«⁹⁶

Was Marc Augé für Autobahnen, Flughäfen und Räume des Transits proklamierte, durchzieht langsam auch immer mehr Orte und öffentlichen Raum. Zwar ist die Piazza in ihrer Spezifik nicht übertragbar auf öffentliche oder transitäre Räume der Stadt, doch kann sie einen Hinweis darauf geben, wohin der öffentliche Raum zunehmend durch Mobilität und Ökonomisierung tendiert. »In der konkreten Realität der Welt von heute überschneiden und durchdringen Orte und Räume, Orte und Nicht-Orte sich gegenseitig. Die Möglichkeit des Nicht-Ortes ist an jedem beliebigen Ort gegeben.«⁹⁷ In der Wahrnehmung von Andreas war die Schanze ein Ort mit Identität und die Straße ein Raum, der für soziale Zusammenhänge und für die Gemeinschaft des Viertels wichtig war:

»Also es war eine Atmosphäre, die ich beschreiben würde als die Straße ist nicht nur so als Zweckraum benutzt worden, und mit Zweckraum würde ich beschreiben also jemand geht von A nach B, weil er macht `ne Besorgung, und aus dem Zweck der Besorgung auf der Straße und dann ist er wieder verschwunden, so vielleicht eine klassische Innenstadtatmosphäre, und ich finde auch, dass im Schanzenviertel oder auch in Ottensen, die Straße auch immer ein Ort gewesen ist, wo Leute dann auch verweilt sind, Leute haben sich getroffen und weil in der Schanze eben auch damals schon Leute wohnten (...) wo im Schanzenviertel lebende Leute eben auch Zeit auf der Straße verbracht haben, oder einfach Müßiggänger waren so, sei es, dass es Studierende waren, oder wie auch immer, so würde ich das jetzt rein atmosphärisch beschreiben.«

⁹⁵ Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994, S. 118f.

⁹⁶ Ebd., S. 120.

⁹⁷ Ebd., S. 125.

Durch die Verwendung der Vergangenheitsform wird deutlich, dass Andreas diesen Raum nicht mehr ausschließlich als identitäts- und sinnstiftend für seinen Alltag im Viertel beschreiben kann. Der Wandel hat das Schulterblatt stärker strukturiert und funktionalisiert. Zwar ist es immer noch ein Kommunikationsraum, dient aber zugleich immer mehr als Zweckraum für Erledigungen. Individuen und Nutzer treffen sich hier, ohne einander wirklich zu begegnen. Ort und Nicht-Orte durchdringen sich. Die Nicht-Orte »schaffen keine Synthese, sie integrieren nichts, sondern autorisieren lediglich für die kurze Zeit, in der man sie passiert, die Koexistenz unterschiedlicher, vergleichbarer und gegeneinander gleichgültiger Individualitäten (...). Sobald Individuen zusammenkommen, bringen sie Soziales hervor und erzeugen Orte.« Der Raum der Übermoderne ist nach Augé von diesem Widerspruch geprägt: »Er hat stets nur mit Individuen zu tun (...) doch er identifiziert, sozialisiert und lokalisiert diese Individuen lediglich am Eingang oder am Ausgang.«⁹⁸

Für Augé waren es die Individuen, die zusammenkommen, Soziales hervorbringen und damit Orte erzeugen. Die Piazza wird so gedeutet, dass der Wandel, bauliche Veränderungen und die neuen Nutzer diesem Ort, Merkmale eines Nicht-Ortes geben. Dabei wird Augés Argumentation gefolgt, dass beide Pole niemals in reiner Form vorkommen. Auf der Piazza entsteht in der gegenwärtigen Phase keine Synthese der Nutzer, Anwohner und Besucher, sie integrieren nichts, sondern koexistieren als gleichgültige Individualitäten, ohne einander nahe zu kommen und bilden so die kulturellen Interaktionen im öffentlichen Raum ab. Nicht-Orte sind bei Augé Räume, die durch bestimmte Funktionen charakterisiert sind und die Relationen, die Individuen zu diesen Räumen haben.⁹⁹ Je mehr Individuen sich durch Nicht-Orte bewegen und durch bisher so definierte Orte, die zunehmend Merkmale von Nicht-Orten durch genannte Faktoren aufweisen, stellt sich die Frage, ob Individuen diese Unterscheidung noch wahrnehmen können und weiter zugespitzt, ob sie durch die Notwendigkeit viele verschiedene Räume, Nicht-Orte und Orte zu benutzen, allgemein funktionalisierte Beziehungen zu allen Räumen aufbauen, die bisher konstituierend waren für die Beziehungen zu Nicht-Orten. Sie sind dann nicht mehr von ihren gewohnten Rollen befreit und in »solitärer Vertraglichkeit«¹⁰⁰, wie dies Augé für Nicht-Orte formulierte, sondern tragen

⁹⁸ Ebd., S. 130.

⁹⁹ Ebd., S. 110.

¹⁰⁰ Ebd., S. 111.

sie als sichtbare Kleider oder »Schutzschilde« zur Abgrenzung oder Zugehörigkeit durch jeden Raum mit, durch den sie sich bewegen.

In Hinblick auf die künftige Entwicklung, in der Stadträume stärker frequentiert werden, könnten Aneignung, Inbesitznahme und Enteignung durch Nutzung bzw. Definitionsmacht, Grundkonflikte des Städtischen werden. Mobilität erfordert das Aufgeben angeeigneter Heimat und das Aufsuchen neuer Räume. Immer seltener verbleiben Menschen an einem Ort. Öffentliche Räume durchlaufen unter längerfristiger Perspektive einen Wandlungsprozess, in dem bauliche Möblierung, gesellschaftliches Leben, Raumnutzung und Ortsverbundenheit ihren Charakter tiefgreifend verändern. Öffentlicher Raum darf daher nicht zur Sache verdinglicht werden. Es ist im Gegenteil von einer Zivilisierung und Rationalisierung der öffentlichen Räume zu sprechen, die die Entwicklung der Gesellschaft und Individuen spiegeln und steuern. Es macht somit wenig Sinn, den öffentlichen Raum als zeitlosen Gegenstand zu betrachten. Angemessener ist es, ihn als sozialräumlichen Prozess aufzufassen, in dem sich Raum- und Sozialfiguren korrespondierend wandeln.¹⁰¹ Es bleibt abzuwarten, ob die Entstehung und Ausdehnung funktionalisierter Räume auch die Beziehungen funktionalisiert, die Menschen zu Räumen haben. Der Ort Piazza scheint einen Hinweis darauf zu geben.

Wem gehört die Piazza?

Öffentlicher Raum befindet sich in derselben Transformation, in der sich Gesellschaft befindet. Die statisch-räumliche Anordnung der Gebäude ist die Summe bisheriger Gesellschaftsprozesse. Gesellschaft ist in ihrer Entwicklung dynamisch und ermöglicht Umdeutung, inhaltliche Verschiebung oder Auflösung der Räume, in denen sie lebt. Öffentlicher Raum spiegelt bisherige kulturelle Praxis wider und wird durch gestaltende Strategien gelenkt: Vielfach wird die Tendenz zu Ökonomisierung und Funktionalisierung benannt, kurz, der Verlust öffentlicher Räume als Gemeinschaftsgut beklagt. Öffentlicher Raum gewinnt an Bedeutung als ökonomischer Raum.

Mit der dezidierten Frage im Interviewleitfaden »Wem gehört öffentlicher Raum?« sollte nach dem Bewusstsein für öffentliche Räume gefragt

¹⁰¹ Vgl. *Herbert Schubert*: Städtischer Raum und Verhalten – Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes. Opladen 2000, S. 36.

werden.¹⁰² Zudem diene es auch der Erkundung, wie sich die Befragten im Raum selbst verorten und welche Gruppen als dominant wahrgenommen werden. Als die Piazza Ende August 2002 fertig gestellt wurde, empfahl der Sanierungsbeirat: »Besonders der Schulterblatt-Platz sollte von den Quartiersbewohnerinnen und -bewohnern ›in Besitz genommen‹ werden, um auch zu dokumentieren, dass dieser Platz für alle da ist und nicht nur der Verköstigung dient.«¹⁰³

Alle Interviewten hatten erst mal Schwierigkeiten, auf die Frage »Wem gehört die Piazza?« zu antworten. Über eine solche Perspektive hatten sie noch nicht nachgedacht bzw. es schien erst mal ein Paradoxon zu sein, zu fragen, wem im Öffentlichen etwas gehört. Wenn jemandem etwas gehört, so der erste Gedanke, dann wurde es mit Geld gekauft, es wurde gefunden, gewonnen oder es war ein Geschenk.¹⁰⁴ Den Interviewten war nicht bewusst, dass es (zeitweise) immaterielle Inbesitznahme gibt, die jedoch von allen gleichermaßen praktiziert wird. Teilweise musste ich also näher erklären, worum es mir ging. In der Gesamtschau der Antworten malten die Anwohner das Bild eines Raumes, der eigentlich ihnen gehören müsste, weil sie hier leben:

»Den Bewohnern, würde ich sagen, und dann natürlich auch, Leute die es mögen hier, klar, wie gesagt, man kann es keinem verbieten, schwierig ist es halt, wenn es so wahnsinnig viel wird (...).«

Als sehr dominant werden auf der Piazza Bars, Restaurants und Cafés wahrgenommen: »Ja, der Platz gehört der Gastroszene (...).« Zum einen ist die Wahrnehmung geprägt, durch die überproportionale Dichte an Gastronomie, die maßgeblich im Baulichen und in der Besucherzahl sicht-

¹⁰² »Wem gehört die Stadt« ist ein Diskurs, der vor rund 30 Jahren begann. Die Öffentlichkeit sollte sich mit den Problemen der Stadtgestaltung auseinandersetzen und für gesamtgesellschaftliche Belange sensibilisiert werden. Diese Frage impliziert dabei die Suche nach einem Eigentümer oder Besitzer. Vgl. *Michael Grüttner*: Wem gehört die Stadt. Stadtplanung und Stadtentwicklung in Hamburg 1967-1975. Hamburg 1976.

¹⁰³ Siehe URL: http://www.steg-hh.de/data/quartiers_nachrichten/nachrichten, 29.04.2003.

¹⁰⁴ Pierre Bourdieu wies bereits auf verschiedene Arten der Raumprofite bzw. Renditen hin, die sich im Räumlichen manifestieren. Die Aneignung und Verortung im Raum setzt die Verfügbarkeit über Kapitalsorten voraus und dient der Abgrenzung: Die Nähe zu erwünschten oder die Ferne zu unerwünschten Dingen oder Personen, die als Situationsrendite bezeichnet wird; Okkupations- oder Raumbelegungsprofite, die den Umfang des verbrauchten Raums, insbesondere in Form des Besitzes kennzeichnen; Positions- oder Rangprofite, die in besonderer Form über die Bedeutung des symbolischen Kapitals wie z.B. die Adresse wirksam werden. Vgl. Bourdieu, wie Anm. 6, S. 31.

bar wird und zum anderen durch die Geräuschkulisse, viele Menschen, Außenbewirtschaftung und Bestuhlung. Die Gastronomie nimmt im Sommer durch Sondernutzungsrechte der Stadt beinahe die gesamte Piazza ein. Die Piazza wurde, so konstatierte STEG-Gebietsbetreuer Spieker im ersten Jahr illegal von der Gastronomie besetzt:

»S: Also öffentlicher Raum gehört der Öffentlichkeit. Der Schulterblatt-Platz gehört wie hier öffentlicher Raum immer den Leuten, die ihn gerade legal nutzen, auf dem Schulterblatt-Platz hat sich eine illegale Nutzung breit gemacht, die wir gerade massiv zurückdrängen.

D: Wen meinen Sie damit?

S: Damit meine ich, dass die Gastronomen also illegal sich Bereiche angeeignet haben, für die sie weder `ne Nutzungsgenehmigung haben, noch dafür zahlen.«

Flora-Aktive wurden weniger dominant im Raum Schanze wahrgenommen. Menschen werden im Straßenbild mit der Flora-Szene assoziiert, identifiziert oder als zugehörig wahrgenommen, die sich durch äußere Erscheinungsmerkmale wie »Rastas« auszeichnen:

»Also viele Leute aus dem Viertel, oder Leute mit Rastas, also die Leute von der Flora, also vielleicht nicht alle, aber was man so denkt, dass sind Leute von der Flora, sind übergegangen, also haben es auch für sich besetzt.«

Wie unterschiedlich Bewertungshorizonte, Bedürfnisse und Ansprüche einzelner an ihr Wohnquartier sind, wird im Folgenden deutlich. Was die einen als unverzichtbar, als wünschenswert für ihre Lebensgestaltung empfinden, finden andere äußerst störend:

»Ich bin ein bisschen empfindlich bei dem Begriff, wem gehört die Schanze, weil das hier politisch auch immer diskutiert wird, also die Flora-nahstehende Szene, übt genauso unglaubliche Besitzansprüche auf die Szene aus, wie das Touristenpack, die meinen die Resource Schanze dient eigentlich nur ihnen als Betriebskapital, um da ihre Touristen abzumelden, und die Floristen meinen, dieses Gebiet gehört ihnen als Wagenburg oder als Weltverbesserungsinsel oder so was. Das finde ich genauso absolut bescheuert, weil sie für mich eben dieses heimatliche In-Besitznehmen von Gebieten hat, die ich total Scheiße finde.«

Der eigenen symbolischen Inbesitznahme des Viertels ist sich Olaf nicht bewusst. Doch jede Inbesitznahme, auch wenn sie nicht bewusst ist, steht nicht isoliert nebeneinander, sondern wirkt aufeinander. Es erscheint nicht als Selbstverständlichkeit, andere Nutzergruppen zu dulden und zu akzeptieren, weil allen öffentlicher Raum gehört, sondern als Kompromiss,

weil es kein Recht auf realen Besitz gibt:

»Klar, man hat natürlich kein Recht auf öffentlichen Raum, weil ja jede Straße in jeder Stadt ist öffentlicher Raum, und weil die Piazza, da da eben Gastronomie am Platz ist, und Gastronomie ja immer öffentlicher Raum ist für `ne ganze Stadt und für jedermann, kann man das natürlich nicht so sagen, o.k., geht da alle nicht hin, das ist unsere Piazza, insofern gehört das natürlich schon jedermann.«

Dass der öffentliche Raum niemandem gehöre, sondern allen gemeinsam sei, ist keine eigentumsrechtliche Festlegung, sondern es geht um Verfügungsrechte und um Teilhabe an der Nutzung des Stadtraumes. Dass der öffentliche Raum allen gemeinsam ist, bedeutet auch, dass Anwohner gegenüber Besuchern keine Vorrechte haben. Im Gegenteil, es liegt auch in öffentlichem Interesse, ob etwa ein Restaurantbetreiber überhaupt ein Sondernutzungsrecht eingeräumt wird: Dann nicht grundsätzlich, sondern nur befristet. Allgemein- und Partikularinteressen können darin übereinstimmen, dass die Aufenthaltsqualität des öffentlichen Raumes verbessert werden soll.

Überwiegend wurde in den Interviews betont, dass öffentlicher Raum niemandem gehöre. Am Beispiel der Piazza wurde dies von den Anwohnern einschränkt, weil es »ihr« Raum sei. In der Gesamtschau gehört ihnen der Raum Piazza. Ausgehend von dieser Haltung, dem Gefühl der Vertreibung und des Verlustes und der wahrgenommenen Interessen der neuen Nutzer werden so Nutzungskonflikte geschürt: Aneignung und Enteignung werden immer wieder thematisiert. Stadtplanung und Stadtpolitik als Gestalter und mit Verfügungsmacht über öffentlichen Raum werden außer von Barbara von den Anwohnern nicht angeführt. Waren sie doch diejenigen, die den Prozess der Aufwertung in Gang setzten. Dies wirft erneut den Blick auf die Diskrepanz, wie weit entfernt die Lebenswelten der Gestaltung und Nutzung voneinander entfernt sind.

Öffentlicher Raum wird nicht als allen gemeinsam wahrgenommen. Der Umgang mit öffentlichem Raum ist in der Nutzung durch emotionale Aneignung durch Anwohner, Gleichgültigkeit der Besucher und Nutzungskonflikte geprägt und bei der Gestaltung von mangelndem Engagement seitens der Nutzer und fehlender Transparenz der Abläufe und Entscheidungen geprägt. Das hat seine Ursachen einerseits in Strukturen städtischer Politik und Stadtplanung, die das Verhältnis der Individuen zu öffentlichem Raum gestalten. Andererseits kommen gesellschaftliche Entwicklungen hinzu wie Individualisierung, Pluralisierung und Cocooning,

die ihren Teil zu diesem Umgang beitragen. Die Auseinandersetzung über öffentlichen Raum und Nutzungskonflikte erscheint als Ersatzdebatte, denn mehr als dass Raum die Gesellschaft prägt, prägt die Gesellschaft Raum. Es gilt, über die Grundlagen des Zusammenlebens nachzudenken und darüber, welche Bedeutung öffentlicher Raum für Gesellschaft hat oder einnehmen soll. Zumal immer mehr Menschen unterschiedlichster Herkunft in Städten zusammenleben: Einheimische und Zugezogene, Ortsansässige und hoch bzw. gering Mobile, Arme und Wohlhabende, Gesunde und Kranke, ethnisch Verwandte und einander Fremde, Weltoffene und In-sich-Zurückgezogene.

Es bleibt die Frage, ob öffentlicher Raum in seiner Gesamtheit zum transitorischen Raum degradiert wird oder ob durch die Nutzer und ihre Nutzungen – davon ausgehend, das Konsum etablierte Alltagspraxis ist – als ein lebendiger und urbaner Raum mit neuen Inhalten versehen wird. Innerstädtische Räume repräsentieren nicht nur Formen der Entdifferenzierung von Ökonomie und Kultur, sondern bringen neben der Begrenzung auch die Schöpfung offener Räume mit sich, in denen sich Menschen in der Stadt bewegen und im urbanen Raum verorten und wo sich die Begegnung mit anderen im Raum artikuliert. Würden die Anwohner und Besucher des Platzes diese Qualität erkennen und das Bewusstsein darüber erlangen, dass sie selbst Möglichkeiten haben städtische Räume zu gestalten oder mit eigenen Inhalten zu besetzen bzw. sich anzueignen, würden sich ganz neue Formen und Chancen des Zusammenlebens für die Gestaltung des Raumes ergeben.

Schlussbetrachtung

Öffentlicher Raum ist von immenser sozialer Bedeutung, denn hier finden Aneignungsprozesse, Kommunikation und Sozialisation statt; im Sinne eines Forums für schwierige soziale und politische Prozesse einer Demokratie und der Integration von Menschen anderer Nationen und Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Die Funktion des öffentlichen Raumes als Mittel zur Orientierung, Symbolik und Sinnzuschreibung gewinnt an Bedeutung: Die Stadt bzw. städtische Teilräume werden neben ihrer objektiven materiellen Struktur zunehmend durch die gesellschaftliche Vermittlung und Produktion von Zeichen, Symbolen und Bedeutungszuweisungen charakterisiert und in ihrer Entwicklung gesteuert. Evident ist öffentlicher Raum für Stadterfahrung, soziales Miteinander und (historische) Identität.

Öffentlicher Raum als gebauter Raum stellt objektive Orientierungsmuster in Form der Möblierung, Infrastruktur und städtischem Zeichensystem bereit und ermöglicht subjektive Verortung zur Kommunikation und Positionierung des Individuums in der Gesellschaft.

Am Beispiel des Schulterblatts in Hamburg habe ich versucht, den Umgang mit öffentlichem Raum zu beschreiben. In der Analyse zum Umgang mit öffentlichem Raum war es nötig, Gestaltung und Nutzung gleichermaßen zu berücksichtigen. Zum einen sollten die Strategien städtischer Politik und Stadtplanung im Zuge von Globalisierung und Standortkonkurrenz thematisiert werden, die sich stärker ordnungsregulierend im öffentlichen Raum betätigen. Zugänge werden durch Konzepte der »Zero Tolerance«, eingedeutscht: »Null Toleranz« und aufgrund ungleicher Verteilung ökonomischen Kapitals zunehmend determiniert. Raumbilder des Wachstums, der Sicherheit, Beseitigung sichtbarer Armut und Sauberkeit steuern das Miteinander im Öffentlichen. Bei der Produktion dieser Bilder handelt es sich vor allem um eine Strategie der Verbesserung der Standortvorteile von Kommunen im internationalen Wettbewerb.

Zum anderen sollten Prozesse gesellschaftlicher Entwicklung angeführt werden, die durch Individualisierung, Pluralisierung, Cocooning und den Kontext einer sich globalisierenden und kapitalisierten Gesellschaft in körperzentrierter Raumwahrnehmung, Aneignung und Verortung münden. Die Ergebnisse sollen hier nicht simplifiziert dargestellt, sondern vor allem in ihren zentralen Punkten mit Empfehlungen versehen werden.

Im Sanierungsbeirat der Schanze arbeiteten Anwohner und Planer zusammen an der Gestaltung der Piazza. Trotz der angeführten Schwierigkeiten ist es wünschenswert, die Kooperation zu stärken. Sie muss als Lernprozess aufgefasst werden, um Gestaltung und Nutzung von öffentlichem Raum einander näher zu bringen. Es hat immense gesellschaftliche Bedeutung, Stadtplaner mit den Lebenswelten der Nutzer vertrauter zu machen und Nutzer für öffentliche Belange zu sensibilisieren. Eine Kooperation und gemeinsame Identität schützt vor Ängsten und Misstrauen und etabliert gemeinsame Werte.

Durch steigende Mobilität könnten emotionale Aneignung und Enteignung Grundkonflikte des Städtischen werden. Immer mehr Menschen unterschiedlichster Herkunft werden in Städten leben. Dabei ist öffentlicher Raum der Schlüssel dafür, ob sie auch zusammen leben und sich als gemeinsam wahrnehmen. Gesellschaft muss über die Formen ihres

Zusammenlebens nachdenken, denn vielmehr als Raum die Gesellschaft prägt, prägt Gesellschaft Raum. Hier gilt es diffuse Ängste »vor dem Fremden« abzubauen und der sinkenden Toleranz gegenüber Andersdenkenden auch in Zeiten ökonomischer Rezession entgegen zu wirken.

Es ist unabdinglich, öffentlichem Raum mehr Aufmerksamkeit zu schenken, nicht im Sinne einer Zivilisierung, Privatisierung und Rationalisierung, sondern als Gradmesser für die Kultur, die Gegenwart und Entwicklung der Gesellschaft. Er gibt einen sensiblen Hinweis auf den Grad der Gemeinschaft. Je mehr funktionalisierte Räume entstehen, desto funktionalisierter könnten die Raumbezüge der Individuen werden. Mit Gemeinschaftsproduktionen von Nutzern und Gestaltern könnten Räume neben Funktionen auch sinnlich erfahrbare Orientierung bieten.

Öffentlicher Raum muss daher in der Gestaltung und Nutzung als allen gemeinsam wahrgenommen, behandelt und benutzt werden. Es bleibt ungewiss, inwieweit sich Raumwahrnehmung in Zukunft durch Globalisierung und Virtualisierung modifiziert. Gesellschaftliche Entwicklung zeichnet sich auch dadurch aus, dass neue Orte der Solidarierungen entstehen, Plätze werden in ganz eigentümlicher Weise besetzt und es gibt unplanmäßige Dynamiken. Dabei muss beachtet werden, dass die gegenständlich-sinnliche Tätigkeit der Menschen die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht nach herrschenden Gesetzen bloß statisch reproduziert, sondern täglich neu konstituiert und modifiziert und sie somit grundsätzlich auch veränderbar ist.